

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

K., W.: Der Dieb. Aus dem Grenzleben von Arizona

urn:nbn:de:bsz:31-62042

gesteckt worden war. Fühlte sich gut, der Joseph, und der Inspektor von dem ägyptischen Zuchthause machte ihn zum Kalfaktor. Alles schon dagewesen.

Und nun ging's ihm weiter wie Joseph. Eine Deputatschön holte ihn heraus aus dem Loch, er wurde ein großes Tier, fuhr auf einem Automobil durch das Land und der Chauffeur oder Oberwagenlenker mußte immerzu schreien: „Plas! Plas! da kommt der Hannes, der neue Reichstanzler!“

Im Winter gefiel's ihm weniger gut im Landes-zuchthause, da kam er selten heraus, aber in der warmen Jahreszeit, da war's fein. Die Verwaltung ließ einen Hügel abtragen, weshalb, darüber machte sich Hannes keine Kopfschmerzen. Genug, er farrte tüchtig mit, denn es machte ihm Vergnügen, und am Abend erquidete ihn dafür ein gesegneter Schlaf, bei Tisch ein beneidenswerter Appetit.

Aber alles Ding nimmt sein End', auch die herrliche Zuchthauszeit, weil die reichen Leut' einem armen Kerl die schöne Verpflegung nicht gönnen. Hannes verabschiedete sich also eines Tages von dem Inspektor, und dieser sagte zu ihm: „Nun, Hannes, Ihr seid noch nicht zu alt, um ein besseres Leben anzufangen zu können. Habt Ihr noch einen Wunsch, dann sagt's.“

„Herr Inspektor,“ antwortete Hannes, „ich in mich schön bedanken für alles. Einen Wunsch hatt' ich freilich. Wenn i wieder kumm — die Karre möcht' i wieder han, die ich gefahren hab', Nummer 23. Die fährt sich ausgezeichnet.“

Wer nun von den reichen Leuten, frag' ich, könnte einem armen Teufel so etwas abschlagen?

Der Dieb.

Aus dem Grenzleben von Arizona.
Nach erzählt von W. K.

Buck Jonson war geborener Amerikaner. Seine Jugend verbrachte er an der Grenze von Mexiko, in Arizona, zur Zeit, als noch die berühmtesten Indianerhäuptlinge Geronimo, Cochise u. a. dort ihre blutigen Räubereien trieben und alles abschlachteten, was sie erwiichten. Jonson entging ihnen und hielt aus. Als Mann besaß er einen Distrikt Wüste und Prairies, so groß wie ein Fürstentum, und ungezählte Tausende von Vieh. Die Indianer waren ihm nun nicht mehr gefährlich, aber die Viehdiebe. Die ganze Gegend an der mexikanischen Grenze gehört zu den verurufensten der Welt. Wer sich dorthin wagt, darf wohl zusehen, daß niemand hinter ihm reitet. Er muß leicht schlafen, tagelang dürsten und im Sommer fortgesetzt eine Backofenhitze aushalten können. Die Grenze hüben und drüben wimmelt von verzweifeltten Kerlen aus der ganzen Welt, Desperados nennt man sie, die jedes Handwerk treiben, das ihnen auch nur für einen Tag Futter bringt: Morden, Rauben, am liebsten aber Viehstehlen.

Buck Jonson konnte davon erzählen. Zwar hatte er sein Königreich gegen die mexikanische Grenze mit einem starken Stachelzaundraht eingefriedigt. Auch

hielt er sich eine kleine Armee berittener und scharf bewaffneter Hirten, prächtiger, mutiger Kerle. Aber doch fehlte alle Augenblick eine größere oder kleinere Anzahl Vieh. Manchmal gelang es, in einem heißen Gefecht den Dieben die Beute wieder abzufragen. Manchmal fand man aber die Spur des Viehes nicht mehr, weil sie sich auf dem harten, heißen Lavaboden verlor.

Einmal wieder wurde Buck Jonson gemeldet, daß zwanzig fette Ochsen verschwunden seien, und zwar auf



Buck Jonson ritt über die mexikanische Grenze.

die nämliche Art, wie das schon mehrmals vorkam. Nur ein einzelner Mann könne, der Pferdespur nach, diese Diebstähle ausgeführt haben. Das müsse aber ein Teufel aus der Hölle sein. So kühn und geschickt habe es noch keiner gemacht.

Buck Jonson schäumte vor Wut. Den Kerl müsse er haben, sagte er, und wenn's ihn zwanzigtausend Dollar koste. Dem wolle er die hässliche Krawatte um die Gurgel fest anlegen.

Er ließ sich sein bestes Pferd satteln und saß auf.

„Wohin, Sennor?“ fragte sein Vormann (Aufseher) Jed Parker.

„Den Kerl auffuchen.“

„Sie werden dir eine Falle legen und dich massakrieren.“

„Mir gleich. Paß daheim auf, Jed Parker, in drei Tagen bin ich wieder da.“

Buck Jonson ritt über die mexikanische Grenze, auf die kleine Stadt Perez los. Hell glänzten die weißgetünchten Häuser mit den flachen Dächern in der Glutsonne. Die Türen standen weit auf. Bei und in den Kneipen — und deren waren viele — trieb sich das gefährlichste Landstreichervolk der Welt herum. Etliche tranken, spielten, rauchten, manche

lungerten im Schatten der Bäume umher, weil sie kein Geld hatten. Hier und da bekamen die Spieler Streit. Sie schrien, zogen Messer und Revolver und man hörte gleich darauf einen kurzen Knall. Aber darnach schaute sich niemand um. Das war so alltäglich, wie wenn bei uns einer ein Streichholz ankrakt.

Buck Jonson stieg vor einer Wirtschaft ab, setzte sich und bestellte Wein.

„Kann ich einen zuverlässigen Führer ins mexikanische Gebiet haben?“ fragte er den Wirt.

„Warum nicht? He, Franzesco, Juan, Alfonso, kommt einmal daher. Dieser Sennor will einen Führer mieten.“

Fünf verwegen aussehende Kerle boten sich an. Als sie aber hörten, sie sollten einen Trupp bewaffneter Reiter durch die Wüste geleiten, lehnten sie wieder ab. Die Gegend schien selbst ihnen zu gefährlich.

„Bei Sant Jago,“ schrie Buck Jonson, „Ihr seid erbärmliche Kerle. Ihr habt keine Nerven. Wo ist ein Mann mit Nerven?“

Einer der Gescholtenen zog wütend den Revolver. Aber Buck Jonson war noch schneller als er und hielt ihm die Mündung des Schießeisens vor die Nase, ehe dieser seine Waffe herausbrachte.

„Revolver weg,“ schrie Buck Jonson, „oder ich knalle ab.“

Der Mann gehorchte und verschwand. Die andern zogen sich gleichfalls zurück.

In diesem Augenblick ritt ein hochgewachsener junger Fremder auf einem prachtvollen Pferde vorüber.

„Wer ist der Mann?“ fragte Jonson. „Er ist nicht übel.“

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte der Wirt. „Aber er kam von der Wüste her geritten über die Lavafelder.“

„Er kennt also die Gegend? Wird auch Nerven haben?“

„Sehen Sie selbst.“

Buck Jonson zahlte, saß auf und ritt dem Fremden nach, der inzwischen bei einer andern Wirtschaft Halt gemacht hatte.

Buck Jonson stieg dort ab und band sein Pferd an. Dann zog er das lange mexikanische Messer, band das grellfarbige Tuch, das er um die Hüften trug, ab und schrie wie ein Rasender: „Ihr mexikanischen Hunde! Wer hat Nerven genug, um mit mir einen Messerzweitkampf über das Tuch bis zum Ende anzufechten? Keiner, ihr Tagdiebe, ihr Halunken, ihr feigen alten Weiber?“

Alle Anwesenden eilten herbei und umstanden den Herausfordernden. Der andere Fremde saß immer noch auf seinem Pferde, die zwei Revolvertaschen am Gürtel stets zurückgeschlagen, so daß die Waffen zu raschem Gebrauch zur Hand waren. Es schienen gute Goltsche Eisen schwersten Kalibers zu sein. Der Zweirevolvermann lächelte höhnisch, als niemand den Kampf anzunehmen wagte. Seine harten Augen funkelten.

„Nun, Sennor,“ redete er einen verwegenen Kerl

an, „laßt Ihr Euch das gefallen? Was heißt den Kerl? Seine Prahlereien machen mich ganz krank.“

„Sennor,“ jagte der Angeredete, „das ist so eine Sache. Wenn's mit Revolvern wäre, ja dann. Aber mit den kalten Eisen will ich nichts zu tun haben. Die Kugel geht hinein und hinaus, das Eisen aber bleibt stecken. Uebrigens versucht es selbst, wenn Ihr Lust habt, Mann.“

„So leih mir dein Messer.“

„Gut. Hier ist es. Mach's kurz, daß der Kerl bald das Maul hält.“

Der Zweirevolvermann stieg ab, ging mit dem blanken Messer in der Hand auf Buck Jonson zu und verneigte sich mit edlem Anstand.

„Sennor, ich habe die Ehre, Ihre Herausforderung anzunehmen. Wollen Sie noch einen letzten Wunsch wegen des Begräbnisses äußern, so tun Sie das rasch. Denn ich habe nicht lange Zeit.“

„Alles schon in Ordnung,“ erwiderte Buck Jonson kalt. Darauf nahm er den einen Zipfel des Tuchs zwischen die Zähne und der Gegner den andern. Es konnte losgehen. Die Umstehenden drängten näher heran und zeigten sich entzückt über den bevorstehenden Genuß.

Einen Augenblick schaute Buck Jonson seinem Gegner über das straff gespannte Tuch hinüber in die Augen. Das waren Augen! Stahlhart. Der Mann hatte Nerven! Das war sein Mann — den mußte er gewinnen und wenn's auch viel kostete.

Plötzlich ließ Buck Jonson das gespannte Tuch aus den Zähnen, so daß der Gegner ein wenig zurücktaumelte.

„Das Spiel ist aus! Sennor, geben Sie mir Ihre Hand. Sie sind ein Mann, der Nerven hat.“

Die Umstehenden, um das köstliche Schauspiel betrogen, schlugen Lärm.

„Der feige Kerl hat nur renommirt. Schlagt den Komödianten tot! An den Baum mit ihm.“ Aber Buck Jonson beachtete sie nicht. Er blickte nur das braune, scharfgeschnittene Gesicht des Gegners an, der das Tuch zu Boden geworfen hatte. Dieser schaute ihm kalt in die Augen.

„Was ist das? Was soll das? Sind Sie ein feiger Prahler?“

„Kommen Sie mit, hier abseits. Hierher. So. Ich bin Buck Jonson.“

Der Fremde stützte. „Dann ist's gut. Was wollen Sie von mir?“

„Gehen wir dort in die nächste Wirtschaft.“

Unter wütendem Geschimpf der Zuschauer ritten sie langsam nebeneinander ab. Einige Schüsse wurden ihnen nachgesandt, aber sie schauten sich nicht um.

In dem kühlen Schatten des Hauses angekommen, beobachteten sich die beiden einen Augenblick. Das Examen fiel gut aus. Sie bekamen Gefallen aneinander.

„Los jetzt, machen Sie's kurz,“ befahl der Fremde.

„Sie sind der Mann, den ich suchte. Sie haben Nerven. Kennen Sie die Gegend dahinten genau? Auch die Wasserstellen?“

„Ich bin dort zu Hause.“
 „Wollen Sie einen Trupp Reiter hindurchführen und den Dieb suchen helfen, der mir zwanzig fette Ochsen gestohlen hat?“

Der Fremde besann sich lange. Als Jonson an seinem Mut zweifelte und ungeduldig werden wollte, traf ihn ein so furchtbarer Blick aus den stahlharten Augen des Fremden, daß er wieder beruhigt wurde.

„Ich will schon. Aber unter welchen Bedingungen? Was kommt dabei heraus?“

„Zehn Dollar gleich beim Antritt der Reise und tausend, wenn wir Vieh und Dieb fangen.“

„Nicht übel. Gut. Ich nehme an. Aber was ich sagen wollte. Ist es nur ein einziger Dieb?“

„Ja. Gewiß.“

„Weshalb dann ihm mit einer Armee nachsetzen? Den kann ich allein fangen samt seiner gestohlenen Herde.“

„Allein?“
 „Ganz allein.“

„Wie denn?“
 „Das ist meine Sache.“

Jonson schüttelte ungläubig den Kopf.

„Was geben Sie, wenn ich Ihnen den Kerl mit Vieh wohlbehalten in Ihren Ranch treibe?“

„Fünftausend Dollar in Gold.“
 „Für zwanzig Ochsen? Das ist Wahnsinn.“



„Gut. In zehn Tagen haben Sie das Vieh und den Dieb.“

„Und wenn's um eine Kuh wäre. Ich will den Spitzbuben haben. Das ist mir alles.“

„Gut. Aber noch etwas! Ich bring' ihn auf Ihren Ranch. Aber ich weiß nicht, ob ich dort unter Ihren Leuten von früher her Feinde habe. Geben Sie mir Ihr Wort, daß ich ungefährdet mit meinem Gelde wieder über die Grenze komme!“

„Natürlich.“
 „Hand her.“

„Hier.“
 „Gut. In zehn Tagen haben Sie das Vieh und den Dieb. Adieu, Buck Jonson.“

„Adieu. Wie ist Ihr Name?“
 „Tut nichts zur Sache.“

Der Zweirevolvermann verbeugte sich und ging. Gleich darauf stieg auch Jonson zu Pferd und ritt wieder der Heimat zu.

Die Tage vergingen auf Jonsons Ranch, einer wie der andre. Morgens um zwei Uhr machte der chinesische Koch Sang Feuer und briet eine Ochsenkeule. Dann zog er die Glocke und die Viehhirten, lauter Morbskerle, stellten sich zum Frühstück ein; während sie schweigend aßen, erhielten sie von Ned Parker ihre Instruktionen für den Tag. Dann ritten sie im langsamen spanischen Compunshertrab je zwei zusammen auf ihre fernen gefährvollen Posten. Abends kamen sie teilweise wieder zurück, teilweise blieben sie draußen. Auf den einzelnen Viehstellen in dem weiten Reich trampelten die schweren Tiere einzeln im Gänsemarsch oder in kleinen Trupps zu den Tränkrinnen, die mit Wasser aus der Windpumpe gefüllt waren. An manchen Stellen mußte auch ein blindgebundener Esel das Gangwerk der Pumpe treiben. Jonson und sein Vormann Ned Parker kontrollierten täglich die Stationen, die in Entfernungen von etwa zehn Kilometern angelegt waren, bewacht von einsamen schweigenden Männern. So geht's Tag für Tag und bestimmt das Tun und den Charakter der entschlossenen Gefellen.

Sieben Tage waren bereits verflossen und Jonson mit seinem Parker begannen bereits nach dem Zweirevolvermann auszufahren. Am achten fürchteten sie, er habe zu viel unternommen. Am neunten gaben sie ihn auf. Am zehnten kam er.

Es war in der Nacht. Da hörte man das Schnaufen einer rasch getriebenen Herde. Das Tor des Corral wurde geöffnet und ein Reiter sprengte in den Hof. Bald trat ein Mann ins Haus und fragte nach Buck Jonson.

„Hier,“ rief Ned Parker, der aus dem Zimmer trat, wo er sich mit Jonson aufgehalten. „Hier herein. Sind Sie der Mann?“

„Ich bin der Mann. Draußen sind Ihre zwanzig Ochsen.“

„Gut. Setzen Sie sich. Und hier in diesem Beutel liegen die 5000 Dollar in Gold. Aber erst will ich den Dieb sehen.“

„Halt. Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, daß ich ungehindert mit dem Gold davon darf. Nicht?“

„Natürlich. Aber wo ist der Dieb? Der Dieb ist mir die Hauptsache.“

Der Fremde hatte den angebotenen Stuhl verschmäht. Hoch aufgerichtet war er Jonson gegenüber stehen geblieben. Jetzt riß er plötzlich beide Revolver aus den Taschen und hielt den einen gegen Jonson, den andern gegen Parker.

„Die Dohsen sind draußen und ich bin der Dieb.“
 „Bei Sant Jago, das ist gut. Die Schießseifen weg,“ rief Jonson mit Donnerstimme. Er fürchtete sich mehr vor den stahlharten Augen als den zwei Löchern vor seiner Nase.

„Sie halten Ihr Ehrenwort, Buck Jonson.“

„Zum Teufel ja!“

„All right. Dann sind wir einig. Und nun das Geld her.“

Die beiden waren noch starr über diese unerhörte Kühnheit des Mannes. Jonson sagte sich: „Sennor,

Sie scheinen mir ein Teufelskerl zu sein. Wie wäre es, wenn Sie doch bei mir blieben? Freiwillig natürlich.“

„Hum,“ sagte der Fremde und sekte sich.

„Wes halb?“

„Sie besitzen hier 5000 Dollar. Sie hatten doch das Vieh bereits gut verkauft? Nicht?“

„Sehr gut.“



Jetzt riß er plötzlich beide Revolver aus den Taschen.

„Und dann dem Käufer wieder gestohlen?“

„Natürlich.“

„Also auch jenes Geld ist in Ihren Händen. Und was Sie mir sonst noch gestohlen haben, ist auch nicht wenig.“

„Es geht.“

„So sind Sie eigentlich ein reicher Mann.“

„So so.“

„Wie wäre es, wenn Sie das Viehstehlen nun sein ließen und in meinen Dienst träten? Wissen Sie, wenn ich Cure Herrlichkeit jetzt auch wieder laufen lassen muß, so werde ich doch einmal das Vergnügen bekommen, über kurz oder lang Ihnen die enge Krawatte anzulegen. Denn ich lasse nicht nach, und wenn's mich fünfzigtausend Dollars kostet. Es wäre mir aber leid, wenn ich gerade an Ihnen den verdammten Spaß machen müßte. Denn ich habe Sie lieb gewonnen. Sie sind ein Mann, der Nerven hat.“

„Das hat man schon ein wenig.“

„Gut. Also bleiben Sie bei mir. Sie bekommen Lohn, so viel Sie wollen.“

Der Fremde besann sich. Endlich streckte er über den Tisch hinüber die Hand auf Jonson los.

„Es gilt,“ sagte er lässig.

„Bei Sant Jago. Ich bin erfreut. Sehr erfreut. Morgen reden wir weiter. Das heißt: Wenn Sie nicht etwa vorziehen sollten, heute Nacht auszubrechen und wieder mit zwanzig Dohsen abzuführen.“

„Nein. Hier mein Wort darauf. Ich habe noch nie gelogen. Ich bleibe bei Ihnen. Ich bin Ihr Freund. Sie gefallen mir, Mann.“

„Sehr verbunden. Und nun wollen wir zu Nacht speisen.“

„Ist mir gerade recht, denn ich habe Hunger.“

Eine dumme Geschichte.

Von Rudolf Hermanns.

Als ich noch jung war, da habe ich mich immer über die Dummheit anderer geärgert, und meine eigene Dummheit ließ mich ziemlich kalt.

Das ist nun mit den Jahren etwas anders geworden: ich lächle jetzt über die Dummheit anderer, wenn sie nicht gerade zu toll ist, und ärgere mich über meine eigene Dummheit, notabene, wenn ich sie erkenne.

Eine nicht zu große Portion Dummheit ist eine gute Gabe Gottes. Die Geschichte mit den dicksten Kartoffeln ist ja eine bekannte Sache. So etwas Dummheit, so für den gewöhnlichen Hausgebrauch, ist wirklich eine Wohltat für den Menschen. Ein damit versehenen Mensch hat ein zufriedenes Gemüt, es schmeckt ihm gut und seine Verdauung läßt im allgemeinen nichts zu wünschen übrig. Dabei kann er doch im Leben eine ordentliche Rolle spielen: er kann das schönste Weib gewinnen, ein gutes Baumwollgarn spinnen lassen und sogar Stadtverordneter werden; er kann fröhlich leben und selig sterben.

Ich will nun hier keine philosophische Abhandlung über die Dummheit im allgemeinen und im besondern schreiben. Heute will ich nur eine wahrhafte Geschichte genau so erzählen, wie sie sich ereignete, und ihr werdet sehen: sie ist amüßig und lehrreich.

Wir hatten eine Sitzung im „Verein zur Belebung des Fremdenverkehrs“ gehabt. Stundenlang war über allerhand Gegenstände gesprochen worden und zwar — wie dies so im allgemeinen immer der Fall ist — über die unwichtigsten Punkte am lebhaftesten und eingehendsten, über die wichtigen am wenigsten. Schließlich aber war doch alles so gegangen, wie's der Vorstand haben wollte, und das gehört sich auch so.

Nach Schluß der Sitzung blieb man, wie immer, noch etwas gemütlich beisammen. Das ist ein schöner Brauch. Denn in einem solchen Vereine sind alle möglichen Gesellschaftsklassen vertreten, und dem einen ist dann Gelegenheit gegeben, sich Geringeren gegenüber freundlich und herablassend zu zeigen, während diese letzteren das wohnige Gefühl empfinden, in fast kordialer Weise mit so recht hohen Tieren zu verkehren, die morgen einen respektvollen Gruß nur